

GEDANKENSPRUNG

Sind uns unsere Vorfahren vorausgefahren?

«Was mir noch zu wünschen bleibt: Die Ferne. Die Nähe», sagt der südkoreanische Dichter *Ko Un. So einfach. So tief. So klar. Manchmal reichen zehn Worte, um einen Menschen zu erfassen.

Als ich diese poetischen Zeilen zum ersten Mal las, elektrisierten sie mich. Etwa so, wie wenn man vor einem einen in der Tiefe berührenden Gemälde steht und nicht mehr wegfühlen kann. Man kann das Gemälde nicht mitnehmen aus dem Museum, man prägt es sich ein und findet es später doch nie mehr so im eigenen Kopf. Weil man eben kein Maler ist, mit diesem fotografischen Blick. Immer wieder zieht es einen dann zurück an den Ort, wo das Kunstwerk hängt, und noch nach zwanzig Mal will es sich einem nicht erschliessen, woher diese Magie kommt.

«Wir sind alle verbunden»: Inhalt jeglicher Poesie, Lieder, Religionen. Und dennoch finden manchmal ein Gemälde, eine Melodie oder ein Text direkt zu uns. Nur zu uns: Nur wir empfinden es, sie oder ihn dann auf diese spezielle Art. Nur uns spricht es so unmittelbar an. Und selten finden wir einen Menschen, die oder der ebenso empfindet wie wir. Und dies ist dann noch einmal magisch.

Menschen lieben, worin sie sich selbst wiedererkennen. In einem Song, einer Geschichte, einem Film. Manchmal trifft es sich auch, dass viele gemeinsam etwas toll oder berührend finden. Und wie wir wissen, kann dies sogar ansteckend sein. Wie **Gähnen und Lachen. Das sieht man an Konzerten, wenn Tausende von Menschen einem Sternchen entgegenkreischen. Oder an den Schlaghosen, über die wir in jenen Zeiten, in denen sie nicht Mode sind, kichern. Und wir sehen es an den Politikern, von denen sich Massen hinreissen und manipulieren lassen. Und sich ganze Völker Jahre später fragen, wie dies möglich sein konnte.

So verhält es sich auch mit dem Leid, das wir einander weltweit zufügen. Das wir den Tieren auch hierzulande antun. Weil wir nicht darüber nachdenken wollen, weil individuell sein manchmal so aufwändig und anstrengend ist. Weil wir zum Mutig-Sein und Für-uns-selbst-Einstehen die Komfortzone verlassen müssen. Weil wir oft lieber schweigen und der Menge folgen, weil dies einfacher ist. Selbst wenn wir wissen, dass diese uns persönlich nur vordergründig schützt. Dafür nehmen wir in Kauf, mit genau dieser Menge unterzugehen. Ähnlich kleinen Fischen, die der Schwarm schützt, bis der Raubfisch sein Maul aufmacht ... Stehen wir für uns selbst ein, stehen wir indirekt auch für andere ein. Zu schwach dafür ist niemand. Selbst wenn es scheint, dass sie oder er allein kämpft. Denn wer aufsteht, zündet ein Licht an, woran sich andere, die auch allein zu sein meinen, orientieren können. Damit die Muskeln wachsen, gehen wir ins Fitnessstudio. Damit die Seele stärker wird, können wir sie am eige-



Heimat ist ein Gefühl.

slb

nen Mut schleifen. Denn aus individuellem Wagnis steigt jene Kraft, die uns grösser werden lässt – und nicht selten erschrecken wir dann über den eigenen Erfolg.

«Nicht, wo du die Bäume kennst, wo die Bäume dich kennen, ist deine Heimat.»
Quelle unbekannt

Nicht immer hat Recht, wer lauter schreit. Nicht immer stimmt, was die Menge tut. Vielleicht sollten wir öfter nach innen blicken, nach hinten, so weit zurück, dass der Blick, weil ja alles im Leben rund ist, bald schon wieder von vorne kommt. Es gibt Vieles, das uns so einzigartig macht, wie wir auch aussehen. Und es gibt Vieles, das uns so gemein macht, wie wir aussehen. Je nachdem, wie genau und von wie weit her wir schauen. Für einen Menschen sieht jeder Schimpanse auf den ersten Blick gleich aus. Danach nicht mehr.

Einerseits schlagen jene Dinge (Kunst, Musik, Worte), die uns berühren, die Saiten unserer feinsten Membrane an, wenn sie uns individuell finden. Dort offenbaren sich Wunder in uns, wie beim Verliebt-Sein.

Andererseits gibt es jene Dinge, die viele Menschen gemeinsam anzusprechen vermögen und nicht minder wertvoll sind, wie zum Beispiel das Reisen. Die Ferne lockt. Dies Ziehen scheint in unseren Genen zu liegen. Genauso wie die Nähe, die alle Menschen nötig haben und manchmal schmerzlich vermissen.

Unsere Vor(an-)Fahrenden

Einst waren wir alle unterwegs. Klar, dass sich unser Geist daran erinnert. Fast jedes Urvolk dieser Erde nomadisierte. Allein der Nahrung wegen. Egal, wie schön, friedlich oder schützend ein Ort war: Gab es keine Nahrung (mehr), musste das Volk weiterziehen. Wenn der Winter kam, blieben Schwache nicht selten zurück.

Die reisenden Völker (Jenische, Sinti, Roma, Manouches, Gitans und andere mehr) können heute kaum mehr ziehen, obwohl das Unterwegssein ihre Kultur ist. Fahrende möchten hierzulande Jenische und Sinti genannt werden. Sie sind als nationale Minderheit anerkannt und daher geschützt. Nichtsdestotrotz werden sie diskriminiert. Und dies, obwohl ihre Kulturen so alt und unterschiedlich sind wie die Geschichte. Die Masse ***pöbelt gern. Nicht selten jene, die wenig über sogenannt fahrende Völker wissen (wollen). Diskriminiert werden Reisende von jenen, die lieber nachplappern (Definition von Nachplappern, Wikipedia: «Etwas, das jemand anderes gesagt hat, auf kindliche Weise wiedergeben, ohne es inhaltlich erfasst zu haben»), als zu denken.

«Trennen Sie mal die einzelnen Teigstränge eines gebackenen Hefezopfs.»

Haben Sie sich schon einmal gefragt, wer Ihre Vorfahren waren? Oder gar, woher das Wort Vorfahren kommt? Eventuell von «vor(aus)fahren»? Dann sind uns

unsere Vorfahren also vorausgefahren? Und manche sind vielleicht gar unsere Vor-Fahrenden? Wie viele Familiennamen Sesshafter erzählen noch davon?

Wie dem auch sei: Auf der Erde gibt es nur mehr wenig Raum, um als Volk länger unterwegs zu sein. Jedenfalls für jenes Unterwegssein, das über freizeitleiches Reisen hinausgeht. Und für individuell Reisende ist die Erdkugel scheinbar gleicher geworden. Nun denn: Die Welt ändert sich. Wir wissen es. Wer sich nicht anzupassen vermag, überlebt nicht: Naturgesetz. Die Kultur hat die Natur verändert – denken wir. Auf jeden Fall hat sie sie ergänzt.

Kann man sich von einem Haus trennen?

Auf der anderen Seite des Fernwehs steht das Heimweh. Beides ist ausgeprägt in mir. Von drei der Häuser an den vielen Orten, an denen ich lebte, konnte ich mich aus diesem Grund kaum trennen. Das letzte, aus dem ich vor einigen Jahren nach über zwanzig Jahren ausziehen musste, verlasse ich niemals. Die Sehnsucht nach diesem Daheim quillt noch heute aus mir heraus, wie Honig aus der ausgepressten Wabe, nur, dass der Geschmack im Mund eher jenem von verbranntem Karamell gleicht. Nach wie vor knarren mir die Treppenstufen, auf denen meine Kinder grösser und erwachsen wurden, nicht nur im Traum entgegen; seine Wände rufen meine Hände, um über sie zu streicheln, und die Luft in seinem Innern will von mir geatmet werden. Der Verlust eines Hauses, in dem man daheim war, ist ein ureigener Schmerz. Ein ideeller Schmerz, den, wie das Betrachten des oben erwähnten Bildes, wahr-

scheinlich in diesem Ausmass nicht viele Menschen kennen. Bin ich dort, bin ich Ich und bei mir.

Häuser, besonders alte, sind seit jeher Gegenstand von Romanen, Liedern und Bildern. Woran in uns appellieren sie, dass sie uns derart bewegen? Wie muss es manchen alten Menschen gehen, die man aus ihren Häusern zwingt, in denen sie manchmal ihr ganzes Leben verbrachten? Wobei «verbringen» als Wort hier nicht ausreicht: Sie liebten darin, litten, lachten, stritten und versöhnten sich. Sie zogen darin ihre Kinder gross. Entbehrten, seufzten, schmunzelten und dachten. Waren einsam und gemeinsam. Allein, aber niemals wurzellos.

«Mein» Haus wuchs in meine Seele hinein. Bin ich nicht in ihm, ist meine Seele nicht ganz. Oder trennen Sie mal die einzelnen Teigstränge eines gebackenen Hefezopfs ...

Alte Bäume versetzt man nicht. Ich bin zwar zu jung für diesen Aphorismus. Was ich aber in mir entdeckte: Seit ich mein Haus als Teil meiner Heimat verlor, zieht mich die Ferne weniger stark als zuvor. Weil das eine das andere bedingt. Weil Abenteuer Sicherheit erfordert? Manchmal denke ich mir, dass das Haus am See aus dem Holz uralter Bäume gebaut wurde. Warum sonst lassen sich seine Wände nicht los? «Wir haben noch Wind in den Haaren ...», sagt ein altes Volkslied. Ich hatte seine Steine und Äste im Blut und eingefrorene Zeit in den Poren. Geblieben sind Astlöcher. Was ich seither sicher weiss: Was wir uns erleben, lehrt uns. Wofür? Dies indes kann ich (noch) nicht sagen.

Sonja L. Bauer

* Ko Un wurde 1933 in Südkorea geboren. Sein Leben war geprägt von Schicksalsschlägen, Lebenskrisen und extremen biographischen Wandlungen, die eng verbunden sind mit der jüngsten Geschichte Koreas: Kindheit im Bürgerkrieg; buddhistischer Mönch; Nihilist; Aktivist für die Demokratiebewegung; politisch Verfolgter; Mitgründer des koreanischen Schriftstellerverbandes; seit 1992 Professor für koreanische Sprache und Literatur in Seoul.

** Dass Gähnen, Lachen und Weinen ansteckend sind, ist auf Spiegelneurone in unserem Gehirn zurückzuführen. Diese sorgen dafür, dass wir weinen, wenn jemand weint, dass wir lachen, wenn jemand lacht, und dass wir Mitleid empfinden. Wenn wir uns gut in andere Menschen hineinversetzen können, sind wir tendenziell anfälliger für das Mitgähnen.

*** Der «Pöbel» steht heute für ein umgangssprachliches Schmähwort als Bezeichnung für ungebildete, unkultivierte Menschen aus der gesellschaftlichen Unterschicht. Im Sinne von «rohe Volksmasse», «Gesindel». Ursprünglich standen die Vorformen «bovel», «povel» um das Jahr 1200 neutral für «Volk». Im 16. Jahrhundert bezeichnete «Pöbel» das «gemeine Volk». Ab dem 19. Jahrhundert die verelendeten vorindustriellen Massen. Das umgangssprachliche Verb «pöbeln» steht für die öffentliche Provokation durch freche, beleidigende Äusserungen.